

**Anousch Mueller**

## **Falunrot**

Es hatte sich eingeschlichen, zunächst nur als leichtes Kribbeln, das allmählich in ein Jucken und schließlich in ein Brennen überging. Am Morgen der Abfahrt war es bereits ein kleines, rotes, glasiges Bläschen am oberen linken Lippenrand. Immer wieder fuhr ich mit der Zungenspitze über die Stelle und ahnte doch, dass alles Befeuchten nichts helfen würde. Es war da und es begann bereits leichte Schmerzströme Richtung Wange, Auge und Hals auszusenden.

Ich war dank meiner Hypochondrie medizinisch soweit aufgeklärt, dass ich wusste, dass es zwei Möglichkeiten gab. Entweder heilte es rasch ab, oder es würde sich tiefer in meinen Körper einnisten, die Haut entlang wandern und mich matt und wehrlos machen. Meine erste *Wundrose* und zugleich ein körperliches Fanal. Denn binnen einer Stunde würde Leo klingeln, in bester Reiselaune, aber sehr unduldsam, wenn mein Körper nicht widerstand. Und er widerstand oft nicht in all den Jahren. Bereits bei unserer ersten Begegnung versuchte ich im Rhythmus seiner überreizten Rede mitzuatmen, hastete seinen Worten herbstolpernd hinterher und verfolgte seine Gesten augenzuckend.

Noch ein paar Handgriffe und ich wäre reisefertig gewesen, doch ich spürte, wie die Kraft schwand. Ich konnte nichts essen und Appetitlosigkeit war mein Bocksgesang. Es ging nie gut aus. Bis vor kurzem war ich ein psychiatrischer Grenzfall gewesen, doch in den

vergangenen Wochen hatte mich *die* Entscheidung stabilisiert und innerlich aufgerichtet. Nun saß ich kränkelnd vor meinem Rucksack und erwartete den Rückschlag wie den Schuss eines Geiselnemers. Angstvoll versuchte ich durchzuatmen – und merkte, dass es ging. Zwar nicht befreiend, aber immerhin ohne Stocken und Blockierung. Und auch der nächste Atemzug kam und ging regelmäßig und der nächste und übernächste ebenso. Da begriff ich, dass das Virus, das mich gerade heimsuchte, ein kluges Ablenkungsmanöver meines hinterlistigen Körper-Seele-Bundes war. Es würde meine Ängste in Schach halten, weil mein Körper die ganze Aufmerksamkeit einfordern würde. Ich nahm die nun spürbar fortschreitende Abgeschlagenheit also dankbar an.

Leo konnte seine Enttäuschung über meinen Zustand nicht verbergen, verknipte sich zwar ein »Typisch!«, ließ aber spüren, wie schwer ihm das fiel. Wir besorgten in der Apotheke ein Virostatikum und hatten wenige Stunden später die Zeit, die mein Schwächeln gekostet hatte, wie Leo betonte, wieder aufgeholt.

Während der Fahrt wurde ich immer hinfälliger. Über der Lippe flammte und züngelte es inzwischen. Leo sah sorgenvoll aus, verhielt sich aber nicht so und übergang mein Siechen, indem er uns auf ein neuerliches skandinavisches Abenteuer einschwor, wobei er so rücksichtsvoll war und hervorhob, dass das behagliche Schweden meinem instabilen Gemüt ganz sicher besser bekäme, als das ungleich majestätischere Norwegen.

Ein Jahr zuvor hatte er mich den landschaftlichen Zumutungen Norwegens ausgesetzt, und das, obwohl mir der kleine Kobold Angst

auf der Brust saß und den Atem stahl.

Es war die unbarmherzig überwältigende Trias aus Stein, Wasser, Holz, die mir arg zusetzte. Wohin das Auge sich auch wendet, es trifft auf metallischgrauen Felsen, der oft genug die Täler zu lichtlosen Einsiedeleien macht, auf Wasserfälle, die allerorts krachend aus Gesteinsspalten hervorstürzen, auf Fjorde, die sich so weit ins Landesinnere hineinschmuggeln, dass das jenseitige Ufer auf lange Zeit unerreichbar bleibt sowie auf tiefe, dunkle Föhrenwälder. Landschaft als Attentat. Meine Beklemmung wich nur jenseits der Baumgrenze. Hier auf den glazialen Plateaus musste man gar nicht selber atmen. Der Wind sog den Atem einfach aus der Brust und nahm ihn mit sich fort in die Endlosigkeit seines Stroms. Ich stand mit den Beinen fest auf dem Fjell, sah Moos und Gesträuch in allen Farben des Universums aus der Kargheit des Gesteins hervorschimmern und hielt der Verlassenheit der Tundra stand. Das war keine Landschaft im Werden und Gehen der Jahreszeiten, das war ein Überbleibsel der Uridee von Landschaft: Panoramablicke in die Prähistorie. Gott war noch ganz jung.

Mit Auto, Zelt, Kajak und Trangia-Kocher reisten wir über die Serpentina von einem Ort zum nächsten, rastlos, staunend, manchmal müde, mit den Fingern auf der Landkarte schon die Strecke des kommenden Tages verfolgend, aber uns kein Stück näher kommend. Die Reise war von Leo generalstabsmäßig geplant worden, worüber ich froh war, was aber auch bedeutete, dass ich mich seinem Regiment zu fügen und seinem unerbittlichen Rhythmus zu unterwerfen hatte – das Los der Mittellosigkeit, denn schließlich war Leo auch der Hauptfinanzier unserer Expedition. So sehr ich das

Zelten liebte, das Gefühl vom Himmel nur durch eine hauchdünne Membran getrennt zu sein, so sehr sehnte ich mich zum Ende der Reise hin nach einer Übernachtung in einer der zahllosen Holzhütten. Ein einziges Mal nur wunderbar erschöpft in ein Bett fallen und den Wind durch die Ritzen pfeifen hören! Doch Leo kanzelte diesen Vorschlag mit dem Hinweis auf die Corps of Discovery ab, die auf solche Bequemlichkeiten auf dem Weg zur Entdeckung der amerikanischen Westküste auch haben verzichten müssen. Ich nahm den Scherz wahr, aber auch die Botschaft: Keine Schwäche, bitte.

Was er nicht ertrug, war die Symbiose durch Glücksempfinden. Allzu oft war es der geglückte Augenblick, den er jäh zerstörte, so wie ein einzelner unachtsam losgetretener Felsen ein Leben unter sich begräbt.

Einmal beobachteten wir eine herumtobende junge Familie. Im Gegenlicht sah man die Bewegungen des Spiels, eine immer und überall gleiche Choreographie familiären Glücks. Nach dem Kind haschen, es in die Luft werfen, auffangen, lachen, kuscheln. Leo beobachtete mich scharf aus den Augenwinkeln. Bei ihm ging ein innerer Alarm los, man sah, wie ein harmloses Programm abrupt beendet wurde und ein neues, gefährlicheres gestartet wurde. So sanftmütig er eben noch den gelungenen Tag gelobt hatte, so abschätzig zischte er mir jetzt zu: »Ach ja, ist es das, was du willst?« Ich sah ihn eine zermürende Spanne lang in die Augen und wand dann den Blick von ihm wie von einem hässlichen Tier.

Den Rest des Abends saß ich auf einer Schaukel, starrte auf den Gebirgssaum und hoffte vergebens, dass das Licht bald dahinter

verschwinden und alles in Dunkelheit versinken würde. Aber es war Mittsommer und es gab keine Hoffnung auf Flucht in die Nacht. Damals begann ich mit meinen Schweige-Exerzitien, während derer ich meine Abschiedsworte einstudierte.

Nach der Fahrt durch Dänemark, der Überquerung zweier Seebrücken und einer endlosen Passage südschwedischer Wälder erreichten wir gegen Mitternacht Ingarö, eine kleine Insel, die gänzlich umschlossen von Schären war. Leo hatte ein Häuschen gemietet, und im Schein der Straßenlampe sah man, dass es zauberhaft war.

Am nächsten Morgen erwachte ich aus einem nervösen Schlaf und spürte, dass mit meiner Körpermechanik etwas nicht stimmte. Die linke Seite war wie drangsaliert. Als hätte man mich nur linksseitig verprügelt. Beim Schlucken war es, als wäre über Nacht ein neues Organ am Hals gewachsen, schwer und fast unüberwindbar für den Reflex. Es fühlte sich anders an, als ich es vom Angstschlucken gewohnt war. Es war ungleich physischer. Ich tastete nach meinem Hals und erschrak. Unterhalb des linken Kiefers hatte sich eine riesige Beule gebildet. Der Lymphknoten war so stark geschwollen, dass ich den Mund kaum öffnen konnte. Meine Abwehr hatte also einen harten Kampf zu führen begonnen. Dazu schmerzte das ganze Gesicht, der Kopf linksseitig, die linke Schulter und die linken Rippenzwischenräume. Die rechte Körperhälfte schien nicht betroffen. Aber beide Hände waren rot und wund und durchzogen von feinen Rissen aus denen es hauchzart blutete.

Leos Betthälfte war leer. Er hatte einen Zettel auf dem Kopfkissen

hinterlassen: »Guten Morgen, bin joggen. Was für ein wunderbarer Tag! Kuss.« Entweder hatte meine Verwandlung innerhalb kürzester Zeit stattgefunden oder Leo waren meine Wundmale gar nicht aufgefallen. Beides war auf seine Weise beunruhigend. Beim Versuch aufzustehen, schwappte die Übelkeit wie in einem bewegten Gefäß hin und her. Ich schwankte ins Bad, ein winzigkleiner Verschlag, und sah im Spiegel das Ausmaß des Elends. Das Bläschen hatte sich zu einem hässlichen Krustentier entwickelt, das schorfig-nässend an meinem Gesicht herumfrass. Die Schwellung erzeugte eine Spannung, die die Symmetrie des Gesichts verzerrte. Ich befeuchtete einen Waschlappen mit kaltem Wasser und nestelte hilflos an der Schwellung, den Rötungen und Schmerzpunkten herum. Ich maß Fieber. 37,5 unbedrohliche Grad Celsius. Das gab mir die Kraft, mich ein wenig frisch zu machen und mich anzuziehen, sofern das mit den gebrandmarkten Händen möglich war. Immer wieder musste ich kurze Pausen einlegen, um mit den weniger befallenen Fingerspitzen weiter zu hantieren. Dann hörte ich Leos Stimme fröhlich von der Tür her rufen: »Bin wieder da! Bist du wach, du Schlafmütze?«

»Ich bin im Bad. Bin gleich soweit!«

Und schon ertönten die vertrauten Geräusche von Wasserkocher, Kaffeemaschine, Toaster. Leo trällerte, ich kämpfte. Durch den kleinen Spalt der Badezimmertür sah ich Leos Schatten hin- und herwandern. »Es ist schön warm, wir können auf der Veranda frühstücken. Hast du dir überhaupt schon das Häuschen angesehen? Es ist wie für dich gemacht!« Ich atmete ruhig durch, dann trat ich aus dem Bad Leo entgegen. Ein kurzer Moment der Irritation, noch kein vollausgebildeter Schreck, das war seine gestische Antwort auf

meinen kümmerlichen Auftritt.

»Hui, da hat sich aber was entwickelt«, sagte er auf meine Lippe deutend. Und als ich ihm den Hals mit der gigantischen Lymphmurmel zudrehte, da erschrak er doch.

»Mann, Mann, Mann! Komm, iss erst mal was!« Er führte mich durch das Schlafzimmer und den anschließenden Wintergarten auf die kleine Veranda. Das Häuschen stand in einem großen, spätsommerlich blühenden Garten. Jetzt sah ich den falunroten Anstrich des eingeschossigen Holzhäuschens, das lieblich von Gräsern und Ranken umwuchert wurde. Es war perfekt. Leo hatte ein wunderbares Frühstück bereitet. Das Omelett war auf der Unterseite knusprig gebräunt und auf der Oberseite noch von einem hauchzarten Glibberfilm überzogen, in den feine Tomaten- und Schalottenstückchen hineingeraspelt und mit den ebenso zarten Sardellenstückchen verschmolzen waren. Wurst und Käse waren nicht einfach angerichtet, sie bildeten mit den hauchdünnen Paprikastreifen ein dekoratives Ensemble. Und inmitten des Gedecks, das von bunten IKEA-Kaffeebechern und Saftgläsern flankiert wurde, leuchtete die Obstschale. Schmetterlinge und Libellen umflogen das Tischchen und die Wärme brachte die Butter bereits zum Zerfließen.

In der Vollkommenheit dieses Augenblicks war ich die Aussätzige. Es war meine Pflicht, mich zusammenzureißen. Jemanden, der ein solches Frühstück auf der Veranda eines märchenhaften Cottage bereitet, enttäuscht man nicht. Also überspielte ich mein Unvermögen, den Mund für die Nahrungsaufnahme ausreichend zu öffnen, mit humoristischer Gelassenheit. Leo sah mich etwas bedauernd an, versuchte aber auch einige

Aufmunterungsparolen. Nach dem mir mühsam zugeführten Frühstück fühlte ich mich tatsächlich ein wenig gestärkt. Die Übelkeit war verschwunden und die Schwäche war einer regenerativen Müdigkeit gewichen. Während Leo den Tisch abräumte, schloss ich die Augen und träumte davon, einfach den ganzen Tag in der nördlichen Sonne sitzen zu bleiben und meinen Körper sein Gefecht gegen den Eindringling führen zu lassen.

Da hörte ich, wie Leo den Autoatlas Mittelschweden entfaltete.

Er breitete ihn über den ganzen Tisch aus und begann mit dem Zeigefinger Routen zu ziehen. Er fuhr an der zerklüfteten Küste entlang, deutete auf Schären, Inseln, Seen, Naturparks und wog eins gegen das andere ab. Stockholm könnten wir uns für die kommende Woche aufsparen. Es sei denn, ich wolle unbedingt noch an diesem Tag nach Stockholm. Ich schüttelte langsam den Kopf. Gut, dann also Natur pur. Wie wäre es mit einer kleinen Wanderung an der Ostküste entlang? Ich nickte langsam.

»Sehr begeistert siehst du ja nicht aus!«

»Ich fühle mich nicht sonderlich gut.«

Leo atmete tief durch.

»Du möchtest also hier bleiben?«

»Nein, ich – entschuldige, ich muss mich kurz hinlegen.« Mir war plötzlich schwindelig, die Knie sackten durch, in den Ohren dröhnte es. Ich schleppte mich aufs Bett, zog einen Stuhl heran und lagerte die Beine hoch. Nur einen Moment Ruhe, bitte, flehte ich.

Nach kurzer Zeit strömte das Blut wieder verlässlich vom Herzen in die Peripherie und zurück. Leo stand unduldsam daneben. Ob wir in einer halben Stunde los könnten? Es sei schon nach ein Uhr und wenn wir noch etwas vom Tag haben wollten, dann sollten wir

demnächst aufbrechen. Aber es stünde mir natürlich frei, hier zu bleiben. Er könne auch ein wenig allein herumcruisen.

Dass ich mich nicht zur Wehr setzte, hatte inzwischen nichts mehr mit Schwäche zu tun, sondern mit Nachsicht. Ich ertrug Leo nur deshalb, weil ich noch eine Rechnung mit ihm offen hatte. Weil das von Anfang an unsere Abschiedstournee war.

Am nächsten Tag waren zwar noch alle Wundmale da, der Lymphknoten war jedoch auf Kirschgröße geschrumpft, und die Körperhälften fühlten sich wieder einander zugehörig an. Ich war dennoch zu schwach, um die Schönheiten Schwedens zu erbeuten. Und an der Lippe würde eine Narbe zurückbleiben.

Es wäre die dritte Leo-Narbe. Die erste zog ich mir zu, als ich mit einem seiner monströs geschärften Messer unter seiner rigorosen Aufsicht einen Kürbis schnitt, vor Nervosität abrutschte und mir dabei den Knochen des linken Zeigefingers freilegte. Die dritte war die Folge eines kleinen Segel-Unfalls.

Ich saß damals im Outdoor-Outfit von Tchibo und mit zwei Unterrichtsstunden Uni-Hochschulsport-Segelerfahrung in einer Gaffelbetuchten-vier-Mann-Jolle, als mich unser Flottenadmiral Leo an die Pinne ließ. Ich war sicher kein Naturtalent. Ich war vielleicht sogar besonders ungeschickt. Mir fehlte das Gespür für die korrekte Stellung der Segel zum Wind, ich hatte ja noch keine Ahnung von Anluven und Abfallen, killenden Segeln, Leegierigkeit und überhaupt schien der verdammte Verklicker durchzudrehen. Aber mein nautisches Totalversagen war eine einzige Kapitulation vor der fürchterlichen Autorität Leos.

Die Böen trieben immer unbarmherziger in die Segel und unser

Boot somit in eine abenteuerliche Krängung. Es war kein Steuern mehr, sondern ein hilfloses Fuchteln, als Leo mir die Pinne aus den Händen riss, über mein linkes, nacktes Knie hinweg. Der Schmerz war kurz und hart, das Blut trat augenblicklich aus der länglichen Hautspalte, die irgendetwas hineingefurcht haben musste. Das Boot zog augenblicklich wieder gleichmäßig übers Wasser und offenkundig war meine Verletzung unspektakulär genug, um keine Wundversorgungspanik aufkommen zu lassen. Der Rest der Mannschaft befand sich bereits wieder in saumseliger Segelstimmung.

Es war ein Stück eines abgebrochenen, rostigen Metallstifts unterhalb der Pinne, der mir das Knie aufgeritzt hatte.

Leo, der resigniert hatte angesichts meiner Verfassung, mutete mir am übernächsten Tag nicht mehr als einen ausgedehnten Rekonvaleszenz-Spaziergang zu, und einen Tag später war ich in der Lage, über die Klippen von Roslagen zu wandern. Ich nutzte die Dämmerung zwischen Schwäche und Heilung, um mich zu vergewissern, dass Leo mir nicht allzu sehr fehlen würde. Ich würde nur all jenes vermissen, das man an einem Menschen vermisst, der gut in kleinen Dingen und großen Gesten ist.

In den folgenden Tagen erwanderten wir das Stockholmer Archipel, machten immer wieder Rast, und beobachteten das baltische Glitzern. Ich war genesen, wenn auch nach wie vor gezeichnet. Die tiefe Schrunde über der Lippe machte mich unberührbar. Und mir fehlte es an nichts. Ich war in einer Landschaft, die Gott in einem gütigen Moment geschaffen haben musste, und atmete, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Der schleichende Liebesverlust

machte mich zu einem glücklicheren Menschen. In all den Jahren unterstand ich der Knechtschaft eines Tabus, das das Liebeswort ebenso unaussprechlich machte wie den hebräischen Gottesnamen. Und so, als wäre ihm der göttliche Zorn eingeflüstert, wütete Leo stets wie ein Prophet, sobald ich zaghafte Versuche der Übertretung wagte.

Vielleicht hatte ich Leo mit meiner Gebrechlichkeit angesteckt, vielleicht witterte er etwas, jedenfalls wurde er von Tag zu Tag vorsichtiger. Vorsicht war seine Zärtlichkeit. Er bekundete zögerlich, dass ihm unsere Berührungen fehlen und dass er wohl nicht mit einem Talent für Feingefühl gesegnet sei. Er habe in den vergangenen Nächten wachgelegen und seinem Herzen gelauscht. »Ich habe da einen Defekt« war seine Erkenntnis. Ich atmete durch und sagte: »Schon gut.«

Das skandinavische Leuchten des Spätnachmittages goss sich wärmend über unsere Veranda. Ich saß auf den Stufen und hatte die Augen geschlossen. Ein roter Film bildete sich hinter den Lidern. Wenn ich die Augäpfel rollte, wechselten die Farben zwischen Gelb, Orange und Rot bis fast zu Schwarz. Leo setzte sich zu mir und reichte mir eine Tasse frisch gebrühten Kaffee.

»Danke.«

»Man ist hier nicht weit von der Herrlichkeit entfernt«, raunte Leo. Ich nahm einen Schluck und hörte ihm zu, wie er das Licht und die Landschaft pries. Wie immer, wenn er sprach, war es, als zitierte er aus einem Fundus ausgewählter Wörter und Wendungen, die er irgendwann in einem langen Repetitorium auswendig gelernt haben musste. Doch mir wurden seine Worte fremd. Es war soweit.

»Ich möchte dir etwas Großartiges mitteilen.«

»Oh, da bin ich aber gespannt. Sag jetzt nur bitte nicht, dass du schwanger bist. Das wäre niederschmetternd.«

»Ich liebe dich nicht mehr.«

Da war sie, die Sekunde, von der aus keine andere Entscheidung mehr möglich war, der Moment, an dem der Abzug betätigt wurde und die Patrone unaufhaltsam ihrem Ziel entgegenflog. Ich hätte ihn so gern eigenhändig niedergestreckt.

Leo prustete. Er tat so, als habe er sich an seinem Kaffee verschluckt, aber ich hatte gesehen, dass die Tasse bereits vorher leer gewesen war. Er stand von den Verandastufen auf und stellte sich vor mich, so dass er mir die Sonne nahm und sich um seine Silhouette ein Strahlenglanz bildete.

»Süße, jetzt komm' mir bitte nicht so!«

Sein Gestikulieren zerhackte die Gloriole.

»Ich weiß auch gar nicht, was du hast. Ich habe mich die letzten Tage echt zurückgenommen, obwohl du mir mal wieder unglaublichen Frust mit deinen ewigen Wehwehchen beschert hast. Aber ich habe mir gesagt: Gut, das gehört bei ihr inzwischen scheinbar dazu, sowie Depressionen und Frigidität. Was solls, immerhin können wir den Wolkenheeren und Lichtschächten noch gemeinsam Poesie abgewinnen. Und jetzt quatscht du was von Liebe!«

Er hatte sich inzwischen immer massiver vor mir aufgebaut und sah mich finster und durchdringend an. Ich blickte ihm fest in die Augen: »Ich fürchte, mehr habe ich nicht zu sagen. Ich habe dich geliebt, und jetzt ist eben vorbei.« Er drehte sich aufgebracht weg und bescherte mir einen epiphanischen Augenblick. Die Sonne stand jetzt

so tief, dass die Wolken wie Flammensäulen vom Horizont aufragten. Nach einer kurzen Verschnaufpause polterte Leo weiter: »Also jetzt mal im Ernst: Welcher andere Ausweg bliebe dir denn, als solches zu behaupten? Ich meine, wenn du jetzt von Deinem Love-Solipsismus ließest, was bliebe dir denn dann? So verhuscht und nur sehr bedingt präsentabel wie du unter Leuten bist! Mehr Aussicht als auf ein kleinbürglich-ärmliches Idyll und lauter harmlose Dinge kannst du doch eh keinem Mann bieten! Und wie bitte schön könntest du deine lebenspraktische Unfähigkeit anders legitimieren als mit Liebe?« Das letzte Wort seiner Litanei sprach er so verächtlich aus, dass sich sein Gesicht zu einer peinlichen Fratze verzog.

Ich antwortete nichts. Ich schloss die Augen erneut und überprüfte meine Vitalfunktionen. Sie funktionierten tadellos. Auch wenn das Anfluten meines Zorns bis in die Schläfen pochte. Die dutzendfach geprobte Abschiedsrede brachte die Zunge zum Zittern. Beinah wären die Worte hervorgestürzt.

Aber ich sagte nichts, ich sagte einfach nichts. Ich sagte nichts in den kommenden Minuten, nichts in den kommenden Stunden und nichts den ganzen kommenden Tag lang. Und auch am übernächsten Tag während unserer langen Rückfahrt schwieg ich ohne Unterbrechung.

Leo war unruhig wie ein gereiztes Tier. Und das Auto war sein Käfig, aus dem er nicht fliehen konnte. Er umkrampfte das Lenkrad und hatte nichts als die durch die Straßenverkehrsordnung begrenzten Möglichkeiten der Fußpedale, um sein Wüten abzuleiten. Mal fluchte er, dass meine Reaktion arg unangemessen sei, mal schimpfte er mit den Worten krank, bescheuert, Irrsinn.

Schließlich schwieg auch er. Ich harrte einfach aus, von einer Minute

zur nächsten. Aber ich musste mich nicht sonderlich anstrengen. Mir fiel das Schweigen so leicht, wie einem Vögelchen das Singen.

So trennte ich uns, indem ich ihm jegliches Wort verweigerte. Das Ende war eine Umkehrung des Anfangs, als er mich mit unermüdlicher Rhetorik in seine Gewalt gebracht hatte. Ich aber hatte ihn besiegt, indem ich ihn niederschwieg.